

Rubikon

Triumph und Tragödie der Römischen Republik

Bearbeitet von
Tom Holland, Andreas Wittenburg

3. Druckaufl. 2016. Taschenbuch. 463 S. Paperback
ISBN 978 3 608 94924 7
Format (B x L): 14,3 x 21,2 cm
Gewicht: 433 g

[Weitere Fachgebiete > Geschichte > Geschichte der klassischen Antike > Römische Geschichte; Spätantike](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](#) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

In wenigen Jahrhunderten wuchs die Römische Republik von einfachen Anfängen zum erstaunlichsten und mächtigsten Staat der antiken Welt. Mit unvergleichlicher Erzählkunst porträtiert Tom Holland die römische Welt auf dem Höhepunkt ihrer Macht und schildert die Ereignisse, die schließlich zum Niedergang der freien Republik und zum Aufstieg des Augustus führten. Glänzend versteht es der Autor, dem Jahrhundert Caesars wieder Leben einzuhauchen: Er erzählt von politischen Machtkämpfen, blutigen Intrigen und ausgreifenden Eroberungszügen. In packenden Szenen schildert er das Gesellschaftsleben dieser Zeit und zeichnet in lebendigen Porträts der führenden Staatsmänner und politischen Akteure. Zugleich holt er die römischen Durchschnittsbürger aus dem Dunkel der Geschichte und gibt ihren Sehnsüchten und Ängsten eine Stimme. Eine meisterhafte und packende Darstellung einer dramatischen Epoche – fremdartig und doch ein Spiegel unserer eigenen Gesellschaft.

TOM HOLLAND

RUBIKON

TRIUMPH UND TRAGÖDIE
DER RÖMISCHEN REPUBLIK

Aus dem Englischen
von Andreas Wittenburg

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Rubicon. The Triumph and Tragedy of the Roman Republic«

im Verlag Little, Brown, London 2003

© 2003 by Tom Holland

Für die deutsche Ausgabe

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Rothfos und Gabler, Hamburg

Unter Verwendung folgender Fotos: Ausschnitt aus dem Altarfries

vom Neptuntempel, Rom: © Louvre, Paris / Bridgeman Images und

Münzbildnis Caesars, 44 v. Chr.: © akg-images

Die Karten im Innenteil sind aus der Originalausgabe übernommen, bearbeitet nach:
Barrington Atlas of the Greek and Roman World (Princeton University Press, 2000), *The Cambridge Ancient History Volume IX* (Zweite Auflage) (Cambridge University Press, 1999) und *The Times Atlas of World History* (Times Books Limited, 1979).

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-94924-7

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Für Eliza.

Willkommen auf der Welt.

INHALT

Vorwort zur deutschen Neuausgabe	11
Vorwort	15
1 DIE WIDERSPRÜCHLICHE REPUBLIK	29
Stimmen der Vorfahren	29
Hauptstadt der Welt	39
Blut im Labyrinth	49
2 DER FLUCH DER SIBYLLE	58
Die Ausplünderung von Städten	58
Die Gefahr, an Gold zu ersticken	62
Die Posaunen des Himmels	72
3 GLÜCK BEI DEN FRAUEN	86
Die Rivalen	86
Das Undenkbare denken	90
Ein schlechter Witz	102

4	RÜCKKEHR DES EINGEBORENEN	109
	Sulla Redux	109
	Sulla Felix	117
	Der Diktator Sulla	126
5	DER DRANG ZUM RUHM	135
	Der Erfolg eines Patriziers	135
	Runden auf der Rennbahn	146
	Der Bulle und der Jüngling	160
	Der Schatten des Gladiators	166
6	EIN FEST FÜR DIE AASGEIER	177
	Der Prokonsul und die Könige	177
	Der Krieg gegen den Terror	191
	Der neue Alexander	199
7	DER FLUCH DES WOHLLEBENS	207
	Schatten im Fischteich	207
	Die Partygesellschaft	213
	Die Verschwörung des Caelius	222
	Der Skandal	233
8	DAS TRIUMVIRAT	241
	Catos gewagtes Spiel	241
	Clodius erhöht den Einsatz	253
	Caesars Gewinnsträhne	263
	Pompeius spielt wieder mit	271

9	DIE SCHWINGEN DES IKARUS	280
	Crassus verliert seinen Kopf	280
	Ad Astra	292
	Die Trauer um Elefanten	304
	Die sichere gegenseitige Vernichtung	316
10	DER WELTKRIEG	328
	Blitzkrieg	328
	Das Siegesfest des Pompeius	334
	Die Königin einer Weltstadt	346
	Der Anti-Cato	356
11	DER TOD DER REPUBLIK	370
	Der letzte Widerstand	370
	Der Gewinner nimmt sich alles	383
	Die Wiederherstellung der Republik	397
	Danksagung	413
	Nachwort von Uwe Walter	415
	Anmerkungen	431
	Verzeichnis der Karten im Text	441
	Zeittafel	443
	Bibliografie	449
	Register	459

VORWORT

ZUR DEUTSCHEN NEUAUSGABE

Alle Geschichte«, hat der italienische Philosoph Benedetto Croce einmal geschrieben, »ist Zeitgeschichte.« Er meint damit, dass Historiker nicht anders können, als bei ihrem Verständnis der Vergangenheit von den Vorurteilen und Sorgen ihrer eigenen Zeit beeinflusst zu sein, und dass ein jeder, der über längst untergegangene Völker schreibt, sich dessen bewusst sein sollte. Seit der Zeit, in der ich dieses Buch zu Ende geschrieben habe, sind die Römer mir fremder geworden. Die Bekehrung ihres Reichs zum Christentum steht wie eine Wasserscheide zwischen uns und der vorchristlichen Welt. Ich habe mich inzwischen fast ein ganzes Jahrzehnt damit beschäftigt, den Prozess zu erforschen und zu beschreiben, durch den verschiedene monotheistische Religionen in den Jahrhunderten nach der Bekehrung Konstantins zu Staatsreligionen wurden. Die Folge dieser Vorgänge war, wie mir scheint, eine so radikale Veränderung moralischer Werte und Empfindungen, dass auf lange Sicht dadurch das Ende der Antike eingeleitet wurde. Heute erscheint mir die Welt Caesars und Ciceros fremder als zu der Zeit, als ich dieses Buch schrieb.

Aber das ist noch nicht alles. Im 21. Jahrhundert ist die Gewohnheit, bei der Betrachtung der Klassischen Welt nach Parallelen zur Gegenwart zu suchen, noch wesentlich deutlicher ausgeprägt als am Ende des 20. Jahrhunderts. In den späten 90er Jahren, als ich erstmals erwog, über den Untergang des Römischen Reichs zu schreiben, wurden noch sehr wenige Darstellungen der Römischen Geschichte veröffentlicht, die sich an das allgemeine Publikum wandten. Obwohl der Fall der Berliner Mauer, der das Ende der Nachkriegsordnung be-

deutete, schon ein ganzes Jahrzehnt her war, schien doch damals immer noch der Grundgedanke vorzuherrschen, dass eine ernstzunehmende Geschichtsschreibung Gedanken zu Nationalsozialismus und Sowjetherrschaft einschließen müsse. Dennoch wurde mit dem Ende des Kalten Krieges schon deutlich, dass lange unterdrückte Identitäten und Hassgefühle aus dem schmelzenden Dauerfrost hervorwuchsen. Viele Konflikte, die sich über die 90er Jahre hinzogen – auf dem Balkan, im Kaukasus, in der früheren Provinz Judäa des Römischen Reichs –, hatten sehr viel ältere Wurzeln als Hitler und Stalin. Altertumswissenschaft begann, wie es mir schien, erstaunlich aktuell zu werden.

Und diese Tendenz sollte sich noch verstärken. Damals, im Jahre 2000, als ich meine Vorstellungen über die Römische Republik entwickelte, war *Globalisierung* das allgegenwärtige Schlagwort. Das Bewusstsein einer kleiner werdenden Welt, das die gegensätzlichen Gefühle des Triumphs und der Besorgnis auslösten – das war doch sicher ein Aspekt der antiken Geschichte, den die Starbucks-Zeit interessant finden sollte? »Zu diesem Zeitpunkt«, schrieb Petronius über die letzte Generation der Republik, »hatte der römische Eroberer die ganze Welt in seiner Gewalt, das Meer, das Land, den Lauf der Sterne. Doch er wollte immer noch mehr.« Das war eine Beobachtung, von der ich mir vorstellen konnte, dass sie Demonstranten am 1. Mai aufnehmen könnten, und vielleicht auch Bill Gates.

Doch als ich im Sommer 2001 begann mein Buch zu schreiben, waren die Römer der Späten Republik dabei, ein noch verblüffenderes Beispiel zu werden. Da gab es insbesondere eine Herausforderung, die sich mir mehr als alle anderen stellte: Wie sollte ich vorgehen, um die gewundene Entwicklung der römischen Politik im Nahen Osten und ihren Weg von schlichter Gewaltandrohung zu brutaler Direktherrschaft für den allgemeinen Leser interessant zu machen? Als Erzählung war die Angelegenheit natürlich nicht ohne dramatische Höhepunkte: Am 11. September 2011 schrieb ich gerade über die asiatische Vesper oder Vesper von Ephesos, bei der es sich um das organisierte Massaker von 80000 römischen und italischen Kaufleuten in einer einzigen Nacht handelte. Für dieses schauerliche Verbrechen war der machtgierige vorderasiatische Despot Mithridates verantwortlich. Nachdem die Römer eine Strafexpedition gegen sein Heer unternommen hatten, gaben sie sich damit zufrieden, ihm einen drastischen Friedensvertrag zu diktieren, ließen ihn aber

abgesehen davon unbehelligt. Die ganzen nächsten fünfzehn Jahre juckte es sie, diesen Fehler wiedergutzumachen. Zahlreiche Kriegsgründe wurden vorgebracht, darunter dass Mithridates die ihm auferlegten Waffenbeschränkungen überschritten und dass er Terroristen aktiv unterstützt habe. Am Ende obsiegt die Falken in Rom. Im Jahre 74 v. Chr. wurde Mithridates der Krieg erklärt, und nach ersten Misserfolgen wurde sein Regime gestürzt. Und über all das schrieb ich im Frühjahr 2002, als die ersten Sturmwolken der Irak-Krise am politischen Horizont aufzuziehen begannen.

Als ich mit meiner Erzählung fortfuhr, bekam das, was ich schrieb, immer wieder einen unheimlichen Nachgeschmack durch das, was ich in den Abendnachrichten hörte. Als die Römer Mithridates in einer dramatischen Schnitzeljagd durch die Wildnis Armeniens vor sich hertrieben, durchkämmten die amerikanischen Spezialeinheiten Afghanistan auf der Suche nach Osama bin Laden. Als das Römische Volk viele seiner traditionellen Freiheiten aussetzte, um dem Krieg gegen Terrorzellen düsterer ›Piraten‹ größere Durchschlagskraft zu verleihen, wurden gerade umfassende neue Antiterrorgesetze verabschiedet. Als der künftige Kaiser Augustus falsche Beweise gegen Antonius und Kleopatra fabrizierte, veröffentlichte die britische Regierung ihre Beweise gegen Saddam Hussein.

Das sind vielleicht in dieselbe Richtung weisende zufällige Parallelen, aber sie sind doch, wie ich hoffe, für einen umfassenderen Vergleich, den sie nahelegen, von Interesse. Mein Selbstvertrauen war, wenn ich das so sagen darf, dadurch gestärkt, dass ich mit dieser Sicht in die Fußstapfen des größten Historikers trete, der je in meiner Muttersprache über Rom geschrieben hat: Edward Gibbon. Im Februar 1976, kurz nach der Veröffentlichung des 1. Bandes seines Werks zu *Verfall und Untergang des römischen Imperiums*, zog er einen ironischen, aber doch leidvollen Vergleich zwischen den lange zurückliegenden Ereignissen des 3. Jahrhunderts n. Chr. und der schweren Krise, die sein eigenes Land bedrohte. Als die britischen Kolonien in Amerika am Rande der offenen Revolte standen, richtete Gibbon seinen Blick auf das Land jenseits des Atlantiks und wagte es, den Zusammenbruch der britischen Macht für möglich zu halten. »Der Niedergang der zwei Reiche, des Römischen und des Britischen,« schrieb er in einem Brief an einen Freund, »vollzieht sich in einem vergleichbaren Fortschreiten.«

Wenn ich mein Buch dem deutschen Leser vorlege, bin ich mir des Umstands bewusst, dass ich Erbe dieser besonderen Tradition erzählender Geschichte bin, die noch heute den deutlichen Stempel Edward Gibbons trägt. Die deutsche Altertumswissenschaft, die immer noch die hervorragendste und gelehrteste der Welt ist, und das seit den Tagen Theodor Mommsens schon immer war, ist ihrem Wesen nach anders. In England heißt es, man bringe »Kohlen nach Newcastle«, oder in der Antike »Eulen nach Athen«. Für einen fremden Autor, der über die Antike schreibt, gibt es keine größere Ehre, als auf Deutsch veröffentlicht zu werden. Mein Dank gilt all denen, die das ermöglicht haben – und Ihnen, dem Leser, dass Sie dieses Buch zur Hand genommen haben.

Ich hoffe, Sie haben Freude daran.

London, im Mai 2015

Tom Holland

VORWORT

Es war am 10. Januar im siebenhundertfünften Jahr nach der Gründung Roms und im neunundvierzigsten vor Christi Geburt. Die Sonne war längst hinter dem Apennin untergegangen. In geschlossener Marschkolonne standen Soldaten der 13. Legion im Dunkeln beisammen. Die Nacht wird bitterkalt gewesen sein, aber sie waren an extreme Bedingungen gewöhnt. Acht Jahre lang waren sie dem Statthalter Galliens auf seiner blutigen Kampagne gefolgt, Schlacht auf Schlacht, durch Eis und Schnee oder die Sommerhitze, bis ans Ende der Welt.

Doch jetzt, nach ihrer Rückkehr aus der barbarischen Wildnis des Nordens, sahen sie sich mit einer ganz anderen Aufgabe konfrontiert. Vor ihnen lag ein schmaler Fluss. Auf der Seite, wo die Legionäre standen, war Gallien; auf der anderen lagen Italien und der Weg nach Rom. Überschritten sie diesen Fluss, würden die Soldaten der 13. Legion ein kapitaales Verbrechen begehen. Sie würden nicht einfach die Grenze zu Italien überschreiten, sondern sich über die strengste aller Regeln des römischen Volkes hinwegsetzen. Mit ihrem Vorgehen würden sie den Bürgerkrieg auslösen – eine Katastrophe, zu der sich die Legionäre mit ihrem Vorrücken bis dorthin bereit und gestählt gezeigt hatten. Während sie gegen die Kälte anstapften, warteten sie auf das Signal der Trompeten, die zum Vormarsch blasen sollten: *Schultert die Waffen, rückt vor und überschreitet den Rubikon.*

Aber wann würde das Signal ertönen? Leise plätschernd konnte man den Fluss hören, der durch die Schneeschmelze in den Bergen angeschwollen war, doch die Trompeten waren noch immer nicht zu hören. Die Soldaten der 13. Legion spitzten die Ohren. Sie waren es nicht gewohnt zu warten.

Normalerweise, würde eine Schlacht bevorstehen, wären sie bereits vorgeückt und hätten wie ein Blitz eingeschlagen. Ihr General, der Statthalter von Gallien, war ein Mann, den man im Allgemeinen für seinen Tatendrang, seine Überraschungstaktik und Schnelligkeit feierte. Aber dies war nicht nur eine kurze Verzögerung. Er hatte ihnen den Befehl zum Überschreiten des Rubikons bereits am Nachmittag gegeben. Warum also hatte man ihnen plötzlich den Stillstand befohlen, wo sie doch endlich an der Grenze angekommen waren? Nur wenige konnten ihren General dort in der Dunkelheit sehen, aber den Offizieren seines Stabes, die in seiner Nähe waren, schien er sich in quälender Unentschlossenheit zu befinden. Statt seine Männer vorrücken zu lassen, hatte er in die trüben Wasser des Rubikons gestarrt und kein Wort gesagt. Und seine Gedanken hatten in der Stille gearbeitet.

Bei den Römern gab es ein Wort für eine derartige Situation: *Discrimen* – ein Augenblick gefahrvoller und marternder Spannung, in dem die Errungenschaften eines ganzen Lebens auf dem Spiel stehen. Die Karriere Caesars war wie die eines jeden Römers, der nach persönlicher Größe strebte, eine stetige Folge solch kritischer Momente gewesen. Immer wieder hatte er seine Zukunft aufs Spiel gesetzt und immer wieder war er als Sieger hervorgegangen. In den Augen der Römer war es das, was einen echten Mann ausmachte. Doch das Dilemma, dem sich Caesar am Ufer des Rubikons gegenüber sah, war auf einzigartige Weise quälend, umso mehr, als es die Konsequenz seiner vorausgegangenen Erfolge war. In weniger als zehn Jahren hatte er achthundert Städte, dreihundert Stämme und ganz Gallien unterworfen, doch übergroßer Erfolg konnte bei den Römern ebenso Anlass zu Bewunderung wie zu Besorgnis sein. Sie waren schließlich Bürger einer Republik, und keinem Einzelnen war es erlaubt, seine Mitbürger auf Dauer in den Schatten zu stellen. Caesars Gegner hatten seit langem aus Neid und Furcht alles unternommen, um ihm sein Kommando zu entziehen. Jetzt, im Winter 49 v. Chr., war es ihnen endlich gelungen, ihn in Bedrängnis zu bringen. Der Augenblick der Wahrheit war für Caesar gekommen. Er konnte entweder dem Gesetz gehorchen, sein Kommando abgeben und sich mit dem Ende seiner Karriere abfinden, oder er überschritt den Rubikon.

»Die Würfel sind gefallen.«* Nur als Spieler und in Spielleidenschaft war Caesar schließlich in der Lage, seinen Legionären den Vormarsch zu befehlen. Für ein rationales Kalkül war das Wagnis zu hoch und der Ausgang zu ungewiss. Caesar wusste, dass er einen Weltkrieg riskierte, wenn er in Italien einmarschierte, denn das hatte er seinen Weggefährten gegenüber zugegeben, und ihm hatte bei der Aussicht geschauert. Doch so hellichtig er auch war, selbst er konnte die volle Konsequenz seiner Entscheidung nicht voraussehen. Außer »Wendepunkt« hatte *discrimen* noch eine andere Bedeutung: Trennlinie. Und als solche sollte sich der Rubikon in jeder Hinsicht erweisen. Mit seiner Überschreitung stürzte Caesar tatsächlich die Welt in den Krieg, aber er trug auch zur Zerstörung der althergebrachten Freiheiten Roms bei und zur darauf folgenden Errichtung einer Monarchie. All das waren entscheidende Ereignisse für die Geschichte des Okzidents. Lange nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches sollten die durch den Rubikon geteilten Gegensätze – Freiheit und Despotismus, Ordnung und Anarchie, Republik und Gewaltherrschaft – die Vorstellungen der Erben Roms beherrschen. Der Fluss war so schmal und unbedeutend, dass man am Ende sogar vergessen hatte, wo er überhaupt lag, aber sein Name ist bis heute in Erinnerung geblieben. Das ist nicht verwunderlich. Caesars Überschreiten des Rubikons war so schicksalhaft, dass es für jeden schicksalhaften Schritt steht, den man seither unternommen hat.

Mit Caesars Befehl ging eine Epoche der Geschichte zu Ende. Einst hatte es freie Städte gegeben, die sich über den gesamten Mittelmeerraum verteilten. In der griechischen Welt und auch in Italien wurden diese Städte von Menschen bewohnt, die sich nicht als Untertanen eines Pharaos oder eines Königs der Könige verstanden, sondern als Bürger. Menschen, die sich stolz auf jene Werte beriefen, die sie von Sklaven unterschieden: Redefreiheit, Privatbesitz, Zugang zum Rechtsweg. Doch mit dem Aufstieg neuer Reiche, zuerst dem Alexanderreich und denen seiner Nachfolger und dann dem Römischen Reich,

* Der Ausspruch wird im Allgemeinen auf Lateinisch zitiert – *alea iacta est* –, aber tatsächlich stammt die Formulierung von dem athenischen Bühnenautor Menander und Caesar sagte die Worte deshalb auf Griechisch. Vgl. dazu Plutarch, *Leben des Pompeius* 60 und *Leben des Caesar* 32.

war die Unabhängigkeit dieser Bürger überall unterdrückt worden. Im 1. Jahrhundert v. Chr. war nur noch eine einzige freie Stadt übrig – Rom. Und dann überschritt Caesar den Rubikon, die Republik fiel in sich zusammen und es gab gar keine mehr.

Das Ergebnis war, dass tausend Jahre bürgerlicher Selbstverwaltung ihr Ende fanden, und für weitere tausend Jahre oder mehr sollte diese Regierungsform nicht von neuem Realität werden. Seit der Renaissance hat es viele Versuche gegeben, den Rubikon wieder in anderer Richtung zu überschreiten, zu seinem anderen fernen Ufer zu gelangen und die Gewaltherrschaft hinter sich zu lassen. Die englische, amerikanische und Französische Revolution beriefen sich ausdrücklich auf das Vorbild der Römischen Republik. »Was die Rebellionen gegen die Monarchie im Besonderen betrifft, so ist eine ihrer häufigsten Ursachen die Lektüre der politischen und historischen Schriften der alten Griechen und Römer«, beklagte sich Thomas Hobbes.¹ Natürlich war der Wunsch nach einer freien Republik nicht die einzige Lehre, die man aus den dramatischen Ereignissen der Geschichte der Römischen Republik ziehen konnte. Es war schließlich kein geringerer als Napoleon, der sich erst Konsul und dann Kaiser nannte, und die am meisten verwendete Bezeichnung für das bonapartistische Regime war im ganzen 19. Jahrhundert der »Cäsarismus«. In den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts, als die Republiken überall zusammenzubrechen schienen, waren alle, die über ihr Ende jubelten, schnell bereit, auf die Parallelen zum Todeskampf des antiken Vorbilds hinzuweisen. Im Jahr 1922 ließ Mussolini gezielt den Mythos eines heroischen und dem Vorgehen Caesars vergleichbaren Marsches auf Rom verbreiten. Und er war nicht der Einzige, der tatsächlich glaubte, dass ein neuer Rubikon überschritten worden war. »Das Braunhemd wäre vielleicht nicht entstanden ohne das Schwarzhemd«, räumte Hitler später ein. »Der Marsch auf Rom 1922 war einer der Wendepunkte der Geschichte.«²

Mit dem Faschismus erreichte eine lange Tradition abendländischer Politik ihren abstoßenden Höhepunkt und fand dann ihr Ende. Mussolini war der letzte führende Politiker, der sich auf das Beispiel des antiken Roms berief. Die Faschisten schlug Roms Grausamkeit, sein prahlerischer Stolz und sein Wafengeklirr in den Bann, aber heute sind selbst Roms höchste Ideale wie die

aktive Bürgerbeteiligung, die Thomas Jefferson einst so begeisterte, aus der Mode gekommen. Sie sind zu streng und zu ernsthaft. Kaum etwas in unserer militant postmodernen Welt könnte stärkeres Missfallen erregen als das Beispiel des klassischen Roms. Die Römer als Helden zu verehren ist völlig veraltet und gehört ins 19. Jahrhundert. Wir haben uns, wie John Updike vor einigen Jahren sagte, »von der Unterdrückung durch all diese alten römischen Werte« befreit.³ Sie werden nicht mehr wie in den vorangegangenen Jahrhunderten als wichtigste Quelle unserer modernen Bürgerrechte angesehen. Nur wenige stellen sich heute noch die Frage, weshalb eigentlich auf einem den Römern unbekanntem Kontinent ein zweiter Senat auf einem zweiten Kapitol tagt. Der Parthenon mag in unserer Vorstellung noch hell leuchten, doch das Forum zeigt allenfalls einen schwachen Glanz.

Und dennoch machen wir uns etwas vor in den westlichen Demokratien, wenn wir unsere Wurzeln allein auf Athen zurückführen. Im Guten wie im Bösen sind wir gleichermaßen Erben der Römischen Republik. Wäre der Titel nicht bereits vergeben, hätte ich dieses Buch *Bürger* genannt, denn sie sind die Hauptdarsteller, und der Zusammenbruch der Römischen Republik ist ihre Tragödie. Auch das römische Volk war am Ende seiner alten Tugenden müde und zog es vor, fortan die Bequemlichkeiten der Sklaverei und des Friedens zu genießen. Man wollte lieber Brot und Spiele, als sich in endlosen Kriegen gegenseitig umzubringen. Wie die Römer selbst erkannten, trug ihre Freiheit die Saat ihres eigenen Untergangs in sich, und dieser Gedanke gab hinreichenden Anlass zu manch trüben moralisierenden Gedanken unter der Herrschaft Neros und Domitians. Und in den nachfolgenden Jahrhunderten hat diese Art von Überlegungen niemals ihre beunruhigende Wirkung verloren.

Wenn man behauptet, dass römische Freiheit einst mehr war als nur ein hochtrabender Schwindel, so soll das natürlich nicht heißen, dass die Römische Republik je ein Paradies sozialer Demokratie und Gerechtigkeit gewesen sei. Das war sie sicher nicht. Freiheit und Gleichheit waren für die Römer verschiedene Dinge. Nur unter aneinander geketteten Sklaven gab es echte Gleichheit. Für einen Bürger stellte der Wettbewerb sein Lebenselixier dar; Reichtum und Wählerstimmen waren der Maßstab für Erfolg. Im Übrigen war die Republik natürlich eine Supermacht mit einer Reichweite und Überlegen-

heit, die in der Geschichte des Okzidents neu waren. Tatsachen, die die Bedeutung der Republik für unsere heutige Zeit entscheidend prägen.

In der Zeit, seit ich begonnen habe, dieses Buch zu schreiben, ist der Vergleich zwischen Rom und den Vereinigten Staaten von Amerika eine Art Klischee geworden. Die Erfahrung, vom Zeitgeschehen überholt zu werden, ist für den Historiker alltäglicher, als man meinen sollte. Es kommt häufig vor, dass Epochen, die zunächst fremd und fern erscheinen, plötzlich und in Besorgnis erregender Weise in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken. Die Welt der klassischen Antike, die unserer Epoche zugleich so ähnlich und so völlig anders erscheint, hat zu allen Zeiten diese Qualität eines Kaleidoskops gehabt. Vor vielen Jahrzehnten, am Ende der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts, sah der große Ronald Syme, Historiker in Oxford, im Aufstieg der Caesaren eine »Römische Revolution« und ein Modell für das Zeitalter der faschistischen und kommunistischen Diktatoren. Rom ist immer wieder in derartiger Weise im Licht der weltgeschichtlichen Erschütterungen verstanden und neu interpretiert worden. Syme war der Erbe einer langen und ruhmreichen Tradition: Sie reicht zurück bis auf Machiavelli, der aus der Geschichte der Römischen Republik Lehren für seine Heimatstadt Florenz zog, und auch im Hinblick auf Cesare Borgia, jenen Namensvetter des Totengräbers der Republik. »Nicht unüberlegt noch ohne Grund pflegen kluge Männer zu sagen, dass um vorauszusehen, was sein wird, man betrachten müsse, was gewesen ist; denn alle Begebenheiten sind jederzeit nur die Gegenstücke zu irgendeinem Ereignis der Vergangenheit.«⁴ Es gibt wohl Zeiten, denen diese Sicht der Dinge fern liegen mag, und andere, denen sie zutreffend erscheint, und unsere heutige gehört sicher zu letzteren. Rom war die erste und bis vor kurzem einzige Republik, die zur Stellung einer Weltmacht gelangte, und es ist in der Tat schwierig, eine andere Episode der Geschichte zu finden, die unserer eigenen Zeit fesselnder einen Spiegel vorhält. Es sind nicht allein die groben geopolitischen Umrisse oder die Globalisierung und die *Pax Americana*, die man, wenn auch in schwachen und verzerrten Konturen, in diesem Spiegel erblicken kann. Auch unsere eigenen Marotten und fixen Ideen, von den japanischen Zierkarpfen über den Jargon künstlicher Vulgärsprache bis zu den Meisterköchen, werden dem Historiker der Römischen Republik zu einer Art *Déjà vu*.

Aber Parallelen zu ziehen kann trügerisch sein. Es versteht sich von selbst,

dass die Römer unter physischen, emotionalen und intellektuellen Bedingungen lebten, die sich grundlegend von den unseren unterscheiden. Nicht immer sind die Aspekte ihrer Zivilisation mit unseren vergleichbar. Und tatsächlich können die Römer uns dann am fernsten stehen, wenn sie uns am vertrautesten erscheinen. Ein antiker Dichter, der die Grausamkeit seiner Geliebten beklagt, oder ein römischer Vater, der seine Tochter betrauert, sprechen uns heute direkt an und scheinen ewig dauernde menschliche Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Wie völlig fremd erscheinen uns demgegenüber die Ansichten eines Römers über sexuelle Beziehungen oder das Familienleben! Dasselbe gilt für die Ideale, welche die Republik erfüllten, und für die Wünsche der Bürger oder die Rituale und Regeln ihres täglichen Lebens. Wenn wir diese Aspekte begreifen, kann vieles, was uns an den Taten der Römer abschreckt und in unseren Augen ganz offensichtliche *Verbrechen* darstellt, zwar nicht vergeben, aber doch besser verstanden werden. Das Blutvergießen in der Arena, die Vernichtung einer großen Stadt, die Eroberung der Welt – all diese Taten können in den Augen der Römer als rühmliche Erfolge gelten. Nur wenn wir ihre Gründe dafür begreifen, können wir hoffen, die Republik selbst zu verstehen.

In die Gedankengänge einer längst vergangenen Epoche einzudringen, ist natürlich ein gewagtes und verzweifertes Unternehmen. Nun sind die letzten zwanzig Jahre der Republik die am besten überlieferte Epoche der römischen Geschichte mit einem wahren Schatz an Quellen für den Althistoriker – Reden, Memoiren und sogar Privatkorrespondenz. Doch selbst diese Vielzahl an Quellen ist nur ein schwach schimmernder Reichtum in immenser Dunkelheit. Eines Tages, wenn die Quellen für das 20. Jahrhundert so lückenhaft geworden sind wie die des antiken Roms, wird man vielleicht eine Geschichte des Zweiten Weltkriegs schreiben, die nur auf den Rundfunkansprachen Hitlers und den Memoiren Churchills beruht. Diese Geschichte wird dann von allen Erfahrungsebenen abgeschnitten sein: keine Briefe von der Front, keine Tagebücher der Soldaten. Das Schweigen ist etwas, mit dem der Historiker der Antike nur allzu vertraut ist, denn, um die Worte Fluellens in Shakespeares *König Heinrich der Fünfte* hier in negativem Sinn aufzufassen, man kann sagen, »dass im Lager des Pompeius kein Schnickschnack und kein Wischewasche ist«. ⁵ Und auch aus der Bauernkate ist nichts zu hören, ebenso wenig aus der Hütte im Armen-

viertel oder der Baracke der Sklaven, die auf dem Feld arbeiteten. Zwar kann man die Stimmen der Frauen gelegentlich vernehmen, aber nur die der ganz vornehmen, und auch das immer nur dann, wenn sie von Männern zitiert oder falsch wiedergegeben werden. Wenn man in der römischen Geschichte nach Einzelheiten über Menschen außerhalb der regierenden Oberschicht sucht, fühlt man sich wie ein Goldgräber.

Selbst die Berichte über große Ereignisse und herausragende Männer, so großartig sie auch erscheinen mögen, sind in Wahrheit verstümmelte Fragmente, vergleichbar einem Aquädukt in der römischen Campagna: weit gespannte Bögen und daneben plötzlich ein leeres Stoppelfeld. Die Römer selbst hatten immer befürchtet, dass sie eben dieses Schicksal ereilen würde. Sallust, ihr erster großer Historiker, sagte dazu: »Aber wirklich, in allem herrscht das Glück; alle Dinge macht es berühmt oder verdunkelt es mehr nach Willkür als aus Gerechtigkeit.«⁶ Ironischerweise sollte das Schicksal seiner eigenen Werke diese bittere Feststellung untermauern. Sallust war Gefolgsmann Caesars und schrieb eine Geschichte der Jahre unmittelbar vor der Machtergreifung seines Gönners. Das Werk wurde von seinen Lesern einstimmig als gültige Darstellung gefeiert. Wäre es erhalten geblieben, besäßen wir einen zeitgenössischen Bericht über das Jahrzehnt von 78 bis 67 v. Chr., das reich an entscheidenden und dramatischen Ereignissen war. Aber leider sind von seinem Meisterwerk nur wenige verstreute Fragmente tradiert. Aus ihnen und aus anderen bruchstückhaften Informationen kann man noch heute einen Bericht rekonstruieren, der Rest ist wohl für immer verloren.

Es ist kein Wunder, dass Althistoriker zu der Befürchtung neigen, sie könnten allzu dogmatisch wirken. Schreibt man auch nur einen einzigen Satz über die Antike, läuft man schon Gefahr, eine Bewertung vorzunehmen. Selbst wenn ausführliche Quellen vorliegen, tauchen überall Unsicherheiten und Widersprüche auf. Nehmen Sie zum Beispiel die Überschreitung des Rubikons. Dass diese so stattgefunden hat, wie ich es anfangs beschrieben habe, ist wahrscheinlich, aber keineswegs sicher. Eine Quelle berichtet uns, dass der Fluss nach Sonnenaufgang überschritten wurde. Andere sagen, dass zu dem Zeitpunkt, als Caesar am Flussufer ankam, eine Vorhut bereits nach Italien vorgedrungen war. Selbst das genaue Datum kann nur anhand anderer Ereignisse erschlossen werden. In der Forschung hat man sich auf den 10. Januar

49 v. Chr. geeinigt, aber es wurden auch alle folgenden Tage bis zum 14. Januar als Datum vertreten, und im Übrigen ist das, was die Römer Januar nannten, – dank der Launen des vorjulianischen Kalenders – nach unserer Zeitrechnung November.

Kurz gesagt sollte der Leser dieses Buches sich an die Faustregel halten, dass vielen der dargelegten Tatsachen mit gutem Grund durch eine gegensätzliche Interpretation widersprochen werden könnte. Aber ich will doch unmittelbar hinzufügen, dass das keine Aufforderung sein soll, die Flinte ins Korn zu werfen. Es handelt sich vielmehr um eine notwendige Vorbemerkung zu einem Bericht, der aus den Scherben der Überlieferung zusammengesetzt ist und versucht, einige der auffälligeren Bruchstellen und Löcher zu überdecken. Dass es überhaupt möglich ist, das zu tun, und dass man tatsächlich aus den Ereignissen am Ende der Republik eine zusammenhängende Erzählung formen kann, war immer einer der großen Reize dieser Epoche für den Althistoriker. Ich sehe nicht den geringsten Grund, mich für mein Vorgehen entschuldigen zu müssen.

Nach einer langen Periode der Ungnade ist das Erzählen von Geschichte heute wieder groß in Mode gekommen. Selbst wenn die Erzählung, wie viele betont haben, nur möglich ist, wenn man den verstreuten Ereignissen der Vergangenheit ein erfundenes Muster aufdrückt, muss das an sich noch keinen Nachteil bedeuten. Sie kann vielmehr helfen, uns das Denken der Römer näher zu bringen. Es kam nämlich selten vor, dass ein Bürger sich nicht als Held seiner eigenen Geschichte sah. Das war zwar eine Einstellung, die viel dazu beitrug, Rom ins Verderben zu stürzen, aber sie verlieh dem Epos vom Untergang der Republik auch sein leuchtendes und heroisches Kolorit. Gerade mal eine Generation danach schüttelte man bereits verwundert den Kopf und war erstaunt, dass es eine solche Zeit und solche Giganten überhaupt gegeben haben konnte. Ein halbes Jahrhundert später ließ Velleius Paterculus, der den Kaiser Tiberius rühmte, sich dazu hinreißen auszurufen, es möge »fast überflüssig erscheinen, an die Zeiten so außerordentlicher Männer zu erinnern«⁷ – und anschließend tat er genau das. Er wusste wie alle Römer, dass sich das Genie ihres Volkes am rühmlichsten durch große Taten und bemerkenswerte Leistungen entfaltet hatte. Deshalb war es die Erzählung, die dieses Genie am besten verständlich machte.

Mehr als zwei Jahrtausende nach dem Zusammenbruch der Republik erregt der »außerordentliche Charakter« der Männer (und Frauen), die in diesem Drama eine Rolle spielten, noch immer Erstaunen. Aber das gilt auch für die Römische Republik selbst, die zwar der Allgemeinheit weniger gut bekannt ist als ein Caesar, ein Cicero oder eine Kleopatra, die aber doch bemerkenswerter ist als jede dieser Persönlichkeiten. Obgleich es vieles an ihr gibt, was wir niemals in Erfahrung bringen werden, gibt es doch anderes, was wieder lebendig werden kann. Ihre Bürger kommen hinter dem antiken Marmor zum Vorschein, die Gesichter durch einen Hintergrund von Gold und Feuer erleuchtet – der Glanz einer fremden und manchmal doch beklemmend vertrauten Welt.

Alle Menschen lieben von Natur aus die Freiheit
und hassen die Sklaverei.

Caesar, *Gallischer Krieg* 3, 10, 3

Denn nur wenige Menschen wollen die Freiheit,
ein großer Teil aber gerechte Herren.

Sallust, *Historien* (Brief des Mithridates 18)



Das Römische Reich 140 v. Chr.

